Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 20

Artikel: Das Menschlein Matthias [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641662

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 20 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 18. Mai 1935

Das Schicksal sprach . . . Von Fritz Kocher, Boltigen.

Das Schicksal sprach: Auf ewig ist verwehrt
Erfüllung dem, wonach du sehnend bangst,
Du bist ein Feuer, das sich selbst verzehrt,
Und nie wird dein, was du doch heiß verlangst!

Die Liebe sprach: die Bürde, die ich trug,
Ich trage weiter sie, voll sel'ger Pein —
Daß ich nur lieben darf, ist mir genug.
Stark ist das Schicksal — ich will stärker sein.

Das Menschlein Matthias. Roman von Paul Ilg.

20

Es war ein schwüler Spätsommertag, die Luft bedrückend, ein niederer Wasserstand dazu, weshalb es am See entlang widerlich „fischelte". Der lästige Geruch verfolgte Brigitte, als käme er aus dem Hause, dem sie eben entfloh. Alle Menschen hatten lüsterne, schmachtende Blicke und rochen nach Schweiß, den Hunden, die kurz und stoßweise atmeten, zischten Flammen aus dem Rachen, die angespannten Pferde ließen träg, verquält die Köpfe hängen. „Wie wenn die ganze weite Erde eine einzige Brunst wäre!" durchfuhr sie ein Gedanke ihres gereizten, brausenden Blutes. War sie nicht aus lauter Haltlosigkeit und Seelenschwäche besinnungslos geworden? Wenig fehlte wohl, so hätte sie neue Schmach und Schuld auf sich geladen. Das war's, was sie jagte! Ja, auch vor sich selber mußte sie noch fliehen.

Und als sie ihre Heimstätte völlig außer Atem erreichte, warf sie sich aufgewühlt, schmerzdurchdrungen auf die Knie vor dem, den sie suchte ... mit allen Fibern des Herzens suchte ... um sich selber zu vergessen.

— — — — — — — — — — —

Es gab nun keinen Zweifel mehr, sie hatte ihre Rolle als Musterfräulein ausgespielt. Wenigstens durfte sie nicht mehr daran denken, sich unaufgefordert in der Bleiche sehen zu lassen. Wenn sie noch eine Stunde mit dem Gedanken umging, ihrem Beschützer, dem guten, teilnehmenden Herrn Wankel, alles anzuvertrauen, seinen Rat und Beistand zu erbitten, so kam sie bald auch davon ab. Sie hatte zuvor noch eine andere Prüfung zu bestehen, die das Maß des Menschenmöglichen überstieg und sie für lange der Gabe vernünftiger Ueberlegung beraubte.

Gegen Abend erschien die Freundin Labhart, begleitet von der gehässigen „Ersten", um Brigitte einen Besuch abzustatten. Daß er nicht von beiden Seiten gut gemeint sein konnte, sah diese auf den ersten Blick.

„Erschrick mir nicht!" drang Fräulein Labhart gleich auf die verstörte Freundin ein. „Ich bin gekommen, um dir in einer schwierigen Sache beizustehen." Sie schlang schnell beide Arme um den Hals der Bedauernswerten. „So traurig es ist, daß ich dir so etwas überhaupt überbringen muß ... ich tu' es ja nur, damit du fühlst, wie felsenfest ich an dich glaube. Also heut, in der Mittagspause, sind aus der Ausrüsterei drei Gipürespitzen gestohlen worden. Man hat sie am Vormittag noch den vier Visiten gezeigt, nachher jeden Winkel durchsucht, aber nichts gefunden. Und weil du nach zwölfe noch oben warst, hingegen heut nachmittag nicht gekommen bist, ist der Verdacht eben auf dich gefallen. Ich hab' mich umsonst für deine Ehrlichkeit verbürgt. Mister Green ist außer sich und will dir die Polizei auf den Hals schicken, wenn du nicht sagst ... nicht zugibst ... daß wir in deiner Gegenwart nachsehen. Sträub dich um Himmels willen nicht, laß diese da machen, was sie will ... ich weiß, sie wird hier nichts finden!"

Während dieser unter Tränen und vielfachen Beschwichgungen erfolgten Aufklärung war Brigittes anders gesonnene Rivalin bereits an die Arbeit gegangen. Mit den harten Worten: „Es tut mir leid, ich bin dazu hergeschickt", riß sie zuerst die Schubladen der Kommode auf, zog ein Stück Wäsche nach dem anderen heraus, durchstöberte den Kleiderschrank, schlug das Bett auseinander, griff hinter den Spiegel, blickte unters Kanapee und stellte sich zuletzt, nach den ergebnislosen Mühen, erbittert und zum Aeußersten entschlossen vor die beiden anderen hin, die sich immer noch weinend umschlungen hielten.

„Ich bin leider noch nicht fertig. Mir scheint, ich hätte besser an einem anderen Ort zu suchen angefangen!" erklärte die alte Jungfer, welche allerdings schon manche böse Erfahrung mit ihren Untergebenen gemacht hatte. Und da die zwei heulenden Weibsbilder sie nicht zu verstehen schienen, fuhr sie, deutlicher werdend, fort: „Es ist Ihnen ja wohl noch bekannt, wo die im vergangenen Winter ertappte Schelmin die Spitzen versteckt hatte. Sie war damit auf den Abtritt hinaus verschwunden und hat sie sich ganz einfach um den Leib gewickelt ... Wenn Sie also ein gutes Gewissen haben, Jungfer Böhi ... ich denke, vor uns beiden brauchen Sie sich nicht zu genieren. Im Weigerungsfall müßt' ich eben die Polizei zu Hilfe nehmen. Sie begreifen ja, ich tu' halt meine Pflicht. Sie würden an meiner Stelle ebenso handeln!"

Die Angeklagte löste sich langsam, mit geisterhaftem Blick aus der Umklammerung ihrer Getreuen, die nun auch keinen Zuspruch mehr wußte. Mit Müh' und Not kam sie noch aufrecht zu stehen.

„Stillhalten kann ich ja ... suchen Sie nur!" schluchzte sie auf. Dann brach sie aber gleich mit einem wilden Schrei, der den anderen zuerst wie ein notgedrungenes Bekenntnis klang, zusammen. Das gehetzte Wild wälzte sich am Boden, stieß mit Händen und Füßen um sich, schlug den Kopf gleich einer Epileptischen gegen die Dielen und hörte nicht auf zu schreien, so daß die ganze Stube in wenigen Minuten voll von neugierigen Menschen war. Man mußte annehmen, sie sei auf einen Schlag rein um den Verstand gekommen, denn sie heischte unausgesetzt einen Schirm.

„Ich will meinen Schirm wieder haben. Meinen Schirm ... Er hat ja noch meinen Schirm ..."

Niemand begriff, was diese Worte zu bedeuten hatten. Es war der helle Wahnsinn. Und erst als ein Arzt erschien, der aus menschlicherem Grunde die völlige Entkleidung der Verwirrten ins Werk setzte, überzeugte sich die eifrige Kriminalistin, daß der schreckliche Aufschrei kein Schuldbekenntnis gewesen sein konnte. —

Schon tags darauf mußte der Amerikaner unter den jungen Ausrüsterinnen ein neues Musterfräulein wählen: das alte war für geraume Zeit nicht mehr fähig, den gewohnten Dienst zu verrichten.

Achtes Kapitel.

Die Flucht.

Erst am dritten Tag nach Maries Begräbnis hellte sich der Himmel wieder auf, doch nicht zugleich das Antlitz der trauernden Mutter, deren Seufzen und Wehklagen um das verlorene Kind kein Ende nehmen wollte. Es war, als müßte sie der Abgeschiedenen alle Liebe, welche diese im Leben vermißt haben mochte, in den Tod nachschicken. Konrad, Matthias und Frida hörten bedrückt und verstört zu, so oft sie die Tote besprach: „O Mariele, wie mag dir jetzt sein! Wohl, wenn's einen Himmel gibt, so weiß ich, wo du bist. Du hast ihn verdient, gewiß mehr als wir alle!" Oder wenn sie deren Verzeihung anrief für manche Härten, die ihr hernach einfielen. In ihrem Schmerz war dieses „Zuspät" der bitterste Kern, den auch die Kinder herausspürten. Sie kamen kaum mehr zum Aufatmen, keines getraute sich, das andere zu ermuntern. In der engen Hütte war ihnen der Meister Tod so nahe gekommen, daß sie sein frostig Wehen noch lang nachher im Innern fühlten. Hatten sie doch die Entsetzensmienen der Eltern während Maries letzten Stunden, deren Nachtwachen bei der Leiche heimlich miterlebt und das ihnen auf einmal so fremde Geschwister in seiner blassen Starrheit beschauen müssen. Auch die Schrecken des Begräbnismorgens steckten ihnen noch in den Gliedern. Es fiel ein so fadendichter Regen, daß man kaum noch das Tobel sehen konnte, als die vier nach dem Gupf entsandten Träger der Kirchgemeinde kamen, um die Leiche abzuholen. Außer ihnen hatten sich nur zwei Verwandte in dem Trauerhaus eingefunden. Auf dem Tisch in der Stube stand nach ländlichem Brauch eine Flasche „Roter", von dem die Gäste zuweilen einen Schluck nahmen, um ihre Beklommenheit zu ertränken oder ein Trostwort für die Leidtragenden zu finden. Die Kinder saßen zusammengedrängt in qualvollem Harren hinter dem Tisch, während die Mutter trotz allem Zuspruch nicht vom Sarg wegzubringen war. Der Vater Angehr und Maries Patin mußten sie mit Gewalt von dem schwarzen Gehäuse losreißen, worauf die vier Männer wie auf Kommando schnell zugriffen und mit der traurigen Last vorangingen.

Der grau zerfließende Herbstmorgen machte den düsteren Gang vollends zu Schauder und Trübsal. Das Begräbnis glich einem Spuk und Gespensterzug. Unheimlich schwankte und schütterte der Sarg auf den Schultern der Kirchendiener, die auf dem steil ansteigenden Staffelweg nur beschwerlich vorwärts kamen. Es sah aus, als könnte jeder nächste Schritt Unheil bringen, ein anderes als das droben geschaufelte Grab sich auftun. Das Bahrtuch tropfte, aus den Krempen der vier altersgrünen Zylinder röhrte der Regen wie aus Dachrinnen, die schwarzen Gehröcke glänzten vor Nässe. Als erste ging die Wirtin zum Gupf hinterdrein, barhaupt, in einen wollenen Schal gehüllt; ganz zerschlagen von den Nachtwachen und Erschütterungen, mußte sie alle Minuten stillstehen, nach Luft ringen. Ihr nach hasteten die Kinder, drei unter einem Schirm, gleich Opferlämmern aneinandergeschmiegt, mit kläglichen Armesündermienen. Die kleine Frida hatte um alles in der Welt nicht bei der fremden Wärterin zurückbleiben wollen. Sie mußte sehen, wo das liebe Mariele, ihr Vizemütterchen, hingeschafft wurde. Zwei kränzetragende Frauen und der stumm leidende, abgeracherte Vater beschlossen den ärmlichen Zug, welcher, unter der Peitsche des Himmels geduckt, keuchend bergan strebte.

Dieser Kirchgang kam den Angehrleuten nicht aus dem Sinn, immer meinte die Mutter wieder das gräßliche Klatschen des Wassers zu hören, als der Sarg mit ihrem armen Kinde versenkt wurde.

„Wenn sie wenigstens ins Trockene gekommen wäre ... grauslicher hat gewiß noch keine hinunter müssen!"

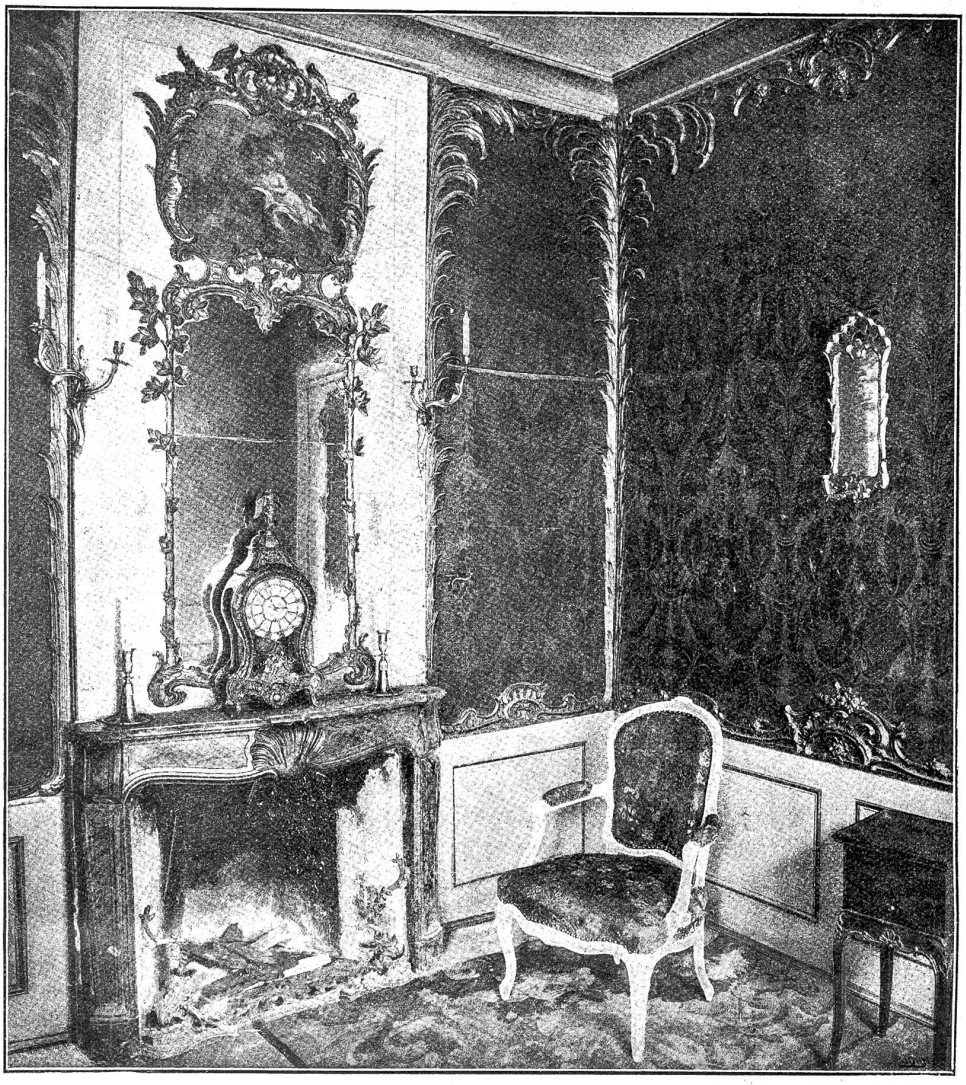
— — — — — — — — —

Nun der Himmel herrlicher blaute als je, hielt es Konrad daheim nicht mehr aus. Er wollte lieber wieder mit dem Hausierkorb wandern, als das wimmerige Leben in der Gupfhütte länger ertragen. Der Vater war schon am Tag nach dem Begräbnis an die Arbeit gegangen. Was half

das stiere Herumlungern? Es machte nur böses Blut.

Beim Mittagessen gab der Große seinen Willen kund, und die Mutter ließ ihn gern gewähren. Auch sie hatte bereits wieder Fühlung mit der Außenwelt genommen. Von denen, die während den fernsichtigen Herbsttagen auf dem Gupf Rast machten und die Wirtin etwa nach der Ursache ihrer Trauer befragten, ließ der und jener, ohne daß sie's scharf darauf anlegte, eine mildtätige Gabe unterlaufen. Man durfte die Hände nicht in den Schoß legen. Hier oben mochte sie jetzt erst recht weder leben noch sterben, obwohl sie zehnmal im Tag aufstöhnte: „Oh, wär' ich bei dir, Mariele ... lieber heut als morgen!" In ihrer Melancholie wußte sie selbst nicht recht, wie unerschütterlich ihre gesunden Instinkte an irdischen Dingen festhielten.

An diesem Mittag kam sie vollends wieder auf den Damm. Da war ja auch der ungattliche Schwestersohn ihr mehr als je ein Dorn im Auge, seit seine Mutter am Nervenfieber daniederlag. Sie konnte ihn nicht ansehen, ohne an fehlgeschlagene Hoffnungen erinnert zu werden. Zwar hatte sie sich ernstlich vorgenommen, nächstens einmal ein eigen Wörtlein mit dem überzwerchen Herrn Vater zu wechseln und, wenn möglich, ganz im stillen ein gutes, rundes „Abstandssümmchen" für den „Bankert" herauszuschinden. Die Krankheit der Schwester bot hierzu einen triftigen Anlaß. Inzwischen sollte das Bürschlein, dem 's Genick von Tag zu Tag steifer wurde, erst recht ihren festen Willen verspüren.

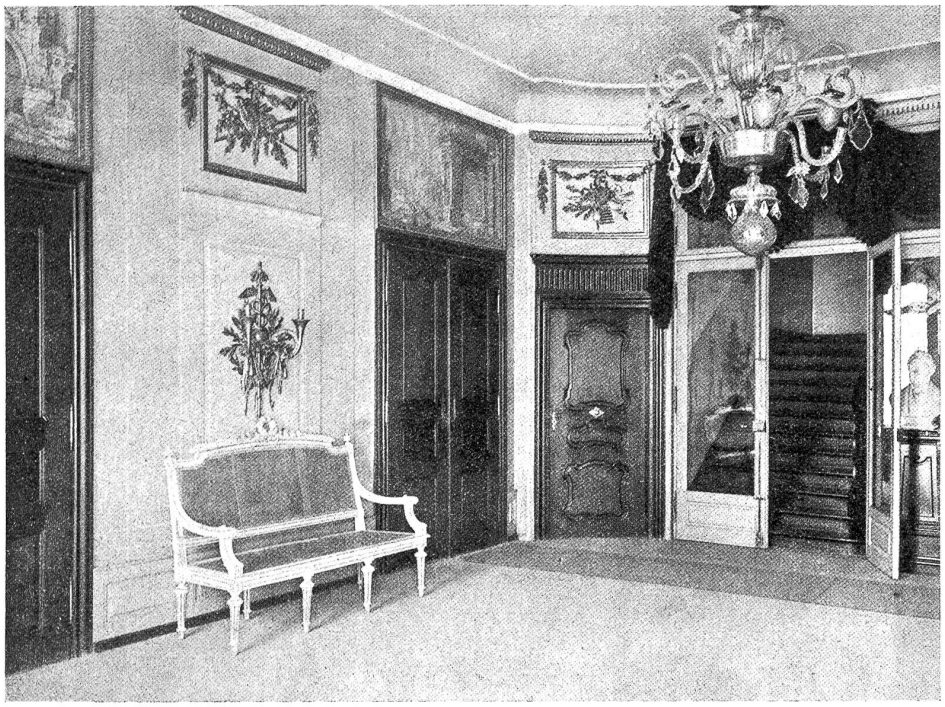


Rokoko-Zimmer in einem Patrizierhaus in Freiburg. Mitte des 18. Jahrhunderts.
Cliché aus „Die Entwicklung der Kunst in der Schweiz" (Verlag Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen.)

Matthias war wirklich ein unverbesserlicher Kopfhänger geworden. Es kam vor, daß er, mit einem Auftrag fortgeschickt, auf halbem Wege wieder umkehrte, weil er die Bestellung vergessen hatte. Rief man ihn an, so hörte er nicht oder fuhr wie ein Hellseher aus seinen Gesichten auf. Das vertrackte Wesen war in diesen Tagen auch dem Vater Angehr aufgefallen, so daß er den Pflegling einmal ernstlich beiseite nahm. Aber er konnte mit aller Milde nicht mehr aus dem Tröpflein herausholen als das einfältige Flennen: „Ich möcht' wieder zu meiner Mutter!" Da mußte auch eine Lammsgeduld aus der Haut fahren.

„Deine Mutter liegt auf Gotterbarmen im Spital und kann sich selber nicht helfen. Sei zufrieden, daß du bei uns versorgt bist, sonst müßtest du ja ins Waisenhaus wandern!" gab der Vettergötti unhold zu verstehen. Was half's? Der Bub mochte sich in nichts mehr schicken. Da bereits auch eine Vermahnung des Schulmeisters eingetroffen war, galt es, an allen Strängen zu ziehen. Das sagte sich wenigstens die Angehrin. Aber ihr einziges Remedium war Gewalt, Unterdrückung. Matthias traute ihr just soviel wie einem Wespennest, und wenn sie gerührt war, graute ihm vor dem trüben Wässerlein, darin er sein Herz nimmer baden mochte. So konnte sie keine echte Güte gegen ihn aufbringen. Sollte sie die Augen vor ihm niederschlagen, der verdrehte Wicht ihr gar zur Geißel werden?

Beim Essen erwies es sich wieder, daß er ihr kein Titelchen Ehre erzeigen mochte. Die drei Kinder saßen wie gewohnt auf der Bank, Frau Angehr ihnen gegenüber. Mitten auf dem Tisch stand die Kaffeekanne neben einer Schüssel mit dampfendem Maisribbel. Aber außer der Hausfrau durfte nur der Große frei zugreifen; die Kleinen bekamen ihr Teil auf den Teller hinaus, und wenn sie mehr wollten, mußten sie bescheiden darum bitten. Bei Frida hatte das keine Not; sie ließ kein Gelüst umkommen. Matthias hingegen brachte die Bitte um mehr nicht über die



Rokoko in Basel: Ehemaliges Posthaus, Sommerhaus; Rokokosaal.
(Klischee aus: Dr. Hans Hoffmann, Schweizerische Rat- und Zunftstuben. Verlag Huber & Cie, Frauenfeld.)

Lippen, trotzdem er noch rechtschaffen Verlangen trug. Wußte er doch, daß ihm die Basgotte expreß so wenig herausschöpfte, um ihn zum Betteln zu zwingen.

Nun schielte er bei seinem leeren Teller böse auf den schmalzgetränkten Maisberg, welcher, da Konrad frechen Raubbau trieb, unheimlich schnell zusammenschrumpfte. Auch die Angehrin stopfte vor Zorn über des Kleinen Verstocktheit mehr als nötig in sich hinein. Der Lauser brachte sie noch um den Verstand. (Fortsetzung folgt.)

Rokoko.

Von H. W. May.

Rokoko — wir denken beim Klang des Wortes sogleich an das Ornament, an die Muschellinie, die rocaille, erfüllt und behängt mit dem köstlichen Uebermut der Blumen-, Blüten-, Bänder- und Tiergestalten. Dieses Ornament des Rokoko-Patrizierzimmers, dessen Schönheit ewig ist, dessen Anblick licht und froh macht selbst noch uns in unserer Zeit der Ornamentfeindschaft, dieses Ornament wirft sich über das ganze kulturelle Europa hin, umschlingt es, rankt es ein, will es fast in seiner weltbrünstigen Umarmung ersticken. Zuviel und Uebermaß für das Genußvermögen heutiger Menschen, die wir im Gegenteil dem Rokoko gerne die Stärke absprechen möchten.

Das Ornament blüht auf im Schlosse Bellevue, das sich die Madame Pompadour erbaute, die Frau des Rokoko, springt über und jubelt auf auf der Fassade des Dresdener Zwingers, schmückt Wände und Möbel des Schlosses zu Versailles, spielt um das Tabakdöschen des gestrengen Herrn Marquis, und ziert zuletzt noch die Eichentüre eines entlegenen Kleinbürgerhauses mit seinem letzten, immer noch freudigen Abglanz.

Es unterwirft sich dem spröden Stein und schmiegt seine Formenwelt in das weichere Holz. Es lebt ein ausgelassenes Leben im Glanze der Pariser Salons, flüstert in den Liebesschlössern Sachsens, raunt Intrigantes in den Pavillons zu Nymphenburg, umhüllt Goethes Liebeserlebnis in Sesenheim, liebt es die glühenden, mit den Pinseln der leidenschaftlichen Freuden und Farben gemalten Porträts der Watteau, Pesne und Reynolds zu umspielen, klingt auf zur hellen Melodie in den Liedern des unvergessenen Wolfgang Amadeus Mozart. Es erobert sich die finsteren und trutzigen Burgen sogar, schmückt die strengen Ordenskirchen ganz weltlich aus mit Blau und Gold und Heiligen mit unbußfertigen Mienen, und nicht die weltlichen, sogar nicht einmal die oft sehr weltlich gesinnten geistigen Fürsten tun ihm Einhalt.

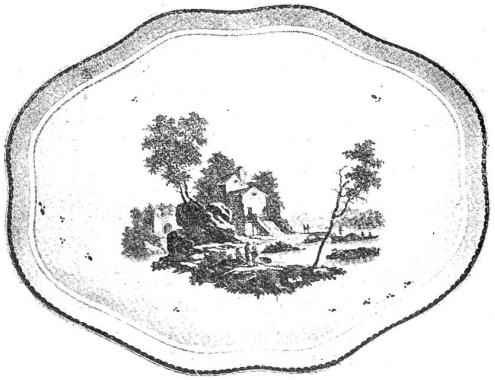
Das Ornament geht vom Menschenwerk über in die Natur, macht sogar sie, die ewig Unveränderliche, sich untertan. Rokokogärten entstehen zu Veitshöchheim, Nymphenburg, Würzburg, Dresden, Sanssouci und allerwärts.

Die Welt des Abendlandes ist mit einem Male überworfen mit einem funkelnden Kleid von Pracht und Reichtum, fließend, flirrend, girrend, glitzernd. Man sieht kaum mehr was darunter steckt, alle Welt scheint reich, froh, glücklich zu sein. Rokoko. —

Was will dieses Ornament ausdrücken, was will es sagen? —

Es muß vieles zu sagen haben und es tut's mit vielen Worten. Es muß wohl Frohes und Freies zu künden haben, denn es spricht in hellen Farben. —

Das Rokoko steht zwischen der robusteren Form und derberen Linealität des Barock und der seichten, engbrüstigen und ängstlichen Stilistik des gedankenarmen Klassizismus, als die einzige Periode der gebrochenen, verspielten Linie in der Formgeschichte Europas. Sein Siegeszug beginnt, als der Sonnenkönig die Augen schließt, der Europa seinen Willen zur strengen Macht aufgedrückt hatte. Der der Mann der Macht war, des Absolutismus, des Merkantilismus, des Machiavellismus, der Greuel der Kabinettskriege und Kabinettsurteile, der Bewohner der derben und großmächtigen Pracht eines Barockschlosses, der Mann mit der wuchtigen, immer derb bäuerlichen Pose des Rücksichtslosen, der starr geometrischen Gartenanlagen, der steifen klassischen



Teller aus Zürcher Porzellan.